

STREIT

10

Krieg der Sternchen

Erzieher*innen, Pilot*innen und Bürger*innen – sollte sich Deutschland an den »Genderstar« gewöhnen, damit Frauen, Männer und Intersexuelle gleichermaßen angesprochen werden?

DIE ZEIT: Frau Kämpfe, die Stadt Hannover, wo Sie Gleichstellungsbeauftragte sind, hat vor über einem Jahr als erste deutsche Stadt den Genderstern eingeführt. In E-Mails Ihres Referats heißt es seitdem: »Mitgemeint ist nicht mitgedacht: Verwaltungssprache soll alle Menschen ansprechen. Deswegen verwenden wir geschlechtsunfälschende Formulierungen und den Genderstar.« Woher wissen Sie, was andere Menschen denken?

Friederike Kämpfe: Ich weiß nicht, was andere Menschen denken. Aber ich nehme allzu oft wahr, dass Frauen nicht bedacht werden: Ihre besonderen Lebenssituationen werden nicht wahrgenommen oder in politischen Entscheidungen nicht berücksichtigt. Zum Beispiel, wenn Frauen bestimmte männlich dominierte Berufe nicht ergreifen. Ich glaube, dass wir das mithilfe von Sprache ändern können. Es wird regelmäßig von Erziehern gesprochen, obwohl 90 Prozent der Menschen in diesem Beruf Frauen sind.

ZEIT: Frau Mertens, angenommen, Sie wären als Beamtin bei der Stadt Hannover beschäftigt. Würden Sie den Genderstern verwenden?

Sabine Mertens: Nein, ich halte das für eine unsinnige Regelung. Frau Kämpfe, was machen Sie mit mir, wenn ich den Stern als Mitarbeiter nicht verwenden möchte, weil ich ihn für den Ausdruck einer feministischen Ideologie halte?

Kämpfe: Wenn Sie einem Kollegen eine Mail schreiben, habe ich als Gleichstellungsbeauftragte keine Einsicht. Wenn Sie aber einen Flyer im generischen Maskulinum formulieren, bekämpfen Sie einen dezenten Hinweis.

Mertens: Ich frage mich, wie man seinen Job machen kann, wenn man davon überzeugt ist, dass diese Sprache ideologisch verbrämt ist und nichts

Mertens: Soziale Rollenbilder mal außen vor – Gender-sprache markiert ständig alles. Linguistische Untersuchungen aus den 1950er- und 1960er-Jahren zeigen, dass eine Sprache markierte und unmarkierte Elemente hat. Bei Wortpaaren wie »jung – alt« oder »hoch – niedrig« ist einer der beiden Begriffe »unmarkiert«. Ein Beispiel: Wenn Sie einen Berg bestiegen haben, werden andere Sie nicht fragen, wie niedrig dieser Berg war, sondern wie hoch. Hoch ist der unmarkierte, gebräuchlichere Begriff. Solche Begriffe kommen öfter vor, werden häufiger verwendet und bezeichnen Allgemeines. Sie werden auch früher gelernt.

Kinder sagen zunächst »Katze« oder »Elefant« statt »eine Katze« oder »ein Elefant«. Gendersprache dagegen markiert ständig alles und jedes, das macht allgemeine Aussagen unmöglich und fordert mehr Denkleistung.

ZEIT: Das leuchtet ein. Allerdings gibt es keine weiblichen, männlichen oder intersexuellen Berge.

Mertens: Wenn ich sage »Vor dem Rathaus stehen auf-gebrachte Bürger« ist das keine männliche, sondern eine

Kämpfe: Frauen nicht in der Sprache widerzuspiegeln führt dazu, dass Zugänge verstellt werden. Ein Mädchen wird dann Erzieherin und landet in einem schlechter bezahlten Beruf als der Kfz-Mechaniker oder der Ingenieur. Ich finde es nicht in Ordnung, dass aus einer sozialen Differenz eine ökonomische wird.

Mertens: Vielleicht sind Männer einfach weniger für soziale Berufe geeignet?

Kämpfe: Ach, wissen Sie, es gibt so viele Zuschreibungen, was Männer und Frauen angeblich können oder nicht. Mir kommt es darauf an, was die Person möchte. Männer, die Erzieher werden möchten, sollten das ohne Vorbehalte tun dürfen. Aber diese Vorbehalte gibt es, genauso gegenüber Informatikerinnen oder Politikerinnen.

ZEIT: Frau Kämpfe, der Genderstern regt viele Menschen auf. Eine repräsentative Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Civey ergab im Januar 2019, dass gut zwei Drittel der Befragten geschlechtsneutrale Sprache nicht für eine sinnvolle Maßnahme zur Gleichstellung

zen Sie Leute aus, die den Genderstern nicht verwenden! Sie zerstören mit ihm das jeweilige Wort und spalten letztendlich die gesamte Gesellschaft.

Kämpfe: Mein Anliegen ist diskriminierungsfreie Sprache. Das mit einem Feldzug zu vergleichen finde ich bitter. Für mich geht es auch um Empathie für die Menschen, die durch die Sprache daran erinnert werden, dass sie nicht Teil dieser Gesellschaft sind. Bei dieser Ausgrenzung möchte ich nicht mitmachen.

Mertens: Diskriminieren heißt Unterschiede erkennen. So funktioniert Wahrnehmung: vom Allgemeinen zum Besonderen, zum Unterschied.

ZEIT: Frau Mertens, es gibt in der deutschen Sprache keine grammatische Repräsentation von Personen; die sich weder als männlich noch als weiblich identifizieren. Diese Menschen können mittlerweile als Geschlecht »divers« in ihre Papiere eintragen lassen. Was würden Sie als sprachliche Lösung vorschlagen?

Mertens: Was immer diejenigen sich ausdenken, vermute ich. Ich will gar nicht in Stein gemeißelt wissen, dass Leute bis ans Ende aller Tage mit »Damen und Herren« angesprochen werden. Aber ich bin nicht der Meinung, dass ich jeden Menschen so ansprechen muss, wie er das möchte. Ich werde mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, wie jemand angesprochen werden möchte, der sich anders fühlt als die Mehrheit der Weltbevölkerung.

Kämpfe: Das ist ein zentraler Unterschied zwischen unseren Positionen. Sie sagen, wir sprechen im generischen Maskulinum und meinen damit alle. Sie sprechen von Bürgern. Ich spreche von Bürger*innen, weil ich davon ausgehe, dass das sehr unterschiedliche Menschen sind. Ich möchte präzise sein und diskriminierungsfrei sprechen, weil ich weiß, dass es strukturelle

seinen Job machen kann, wenn man davon überzeugt ist, dass diese Sprache ideologisch verbräut ist und nichts mit richtigem Deutsch zu tun hat. Wenn ich ein unbelehrbarer Mitarbeiter bin – werde ich gekündigt?

Kämpfe: Einen solchen Fall hatten wir noch nicht.

ZEIT: Was blüht denn Beamten, die sich hartnäckig weigern zu gendern?

Kämpfe: Im Moment wird niemand sanktioniert, wenn er oder sie eine andere geschlechtergerechte Formulierung oder sogar das generische Maskulinum verwendet. Die Empfehlung der Stadt Hannover sind Teil eines Prozesses. An manchen Stellen funktioniert das schon sehr gut, an anderen nicht. Unser Ziel ist es, als Stadtverwaltung gemeinsam geschlechterumfassend zu formulieren.

ZEIT: Frau Mertens, vor ein paar Jahrzehnten war noch selbstverständlich vom »Fräulein« die Rede. Fänden Sie es nicht respektlos, wenn Sie heute jemand so anspräche? Muss Sprache sich nicht an gesellschaftliche Entwicklungen anpassen?

Mertens: Sicher, durch ihren Gebrauch ist Sprache ständig im Wandel. Aber Gendersprache bildet keine gesellschaftliche Entwicklung ab, sondern kommt »von oben«: ursprünglich von der Weltfrauenkonferenz der UN, die Gender-Mainstreaming, also die Beseitigung von angeblichen Nachteilen aufgrund des Geschlechts, 1995 als Strategie beschlossen hat. Das wird nun von Verwaltungen übernommen. Gendersprache ist der Versuch, mit Lenkungsmitgliedern die Realität zu verbessern.

Kämpfe: Sprache prägt das Bewusstsein. Deswegen tragen Verwaltungen Verantwortung dafür, dass Sprache gerecht ist. Gendergap wie in Bürger_innen und Genderstar sind außerdem Impulse, die »von unten« kamen: von Menschen, die intersexuell sind und sich in unserer Gesellschaft und Sprache nicht repräsentiert fühlen. Und es gibt Frauen wie mich, die korrekt angesprochen werden möchten. Ich finde es absurd, in der Frauenarztpraxis als »Patient« bezeichnet zu werden.

Mertens: Wir haben eine Kanzlerin, eine Familienministerin, Frau von der Leyen ist EU-Kommissionschefin. Wie deckt sich das mit Ihrer Beschreibung einer männerdominierten Realität, mit der Sie Ihre sprachlichen Maßnahmen rechtfertigen?

Kämpfe: Nach wie vor wird Frauen die Zuständigkeit für das Private, für Kinder, Küche, Kirche zugeschrieben. Wie schnell die Errungenschaften weg sind, hat sich während der Corona-Krise gezeigt: Auf einmal sind Betreuungszeiten eingeschränkt, Kinder können gar nicht in den Kindergarten oder die Krippe. Wer bleibt dann zu Hause?

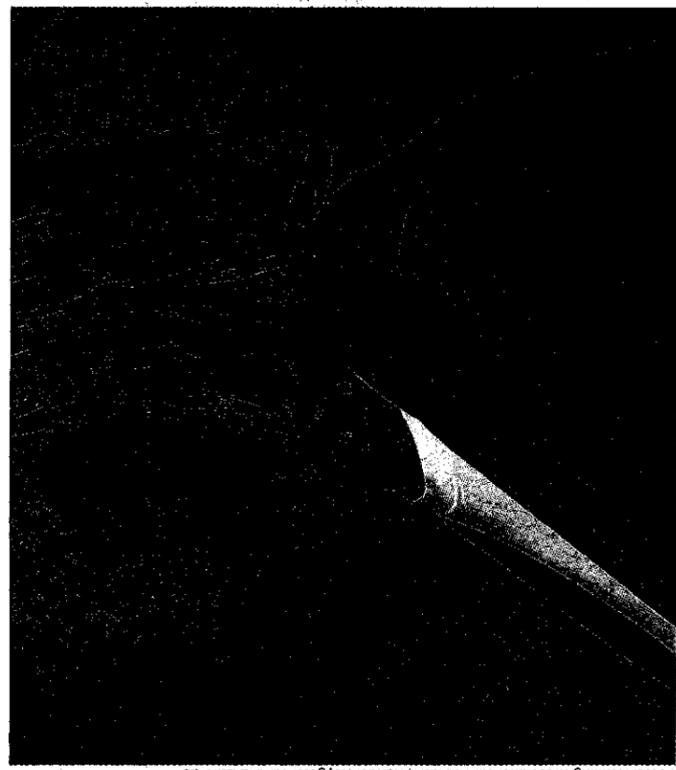


Foto: Henning Kreschmer für Die ZEIT; Raffael Heyger für Die ZEIT (1)



Menschen sind. Ich möchte präzise sein und diskriminierungsfrei sprechen, weil ich weiß, dass es strukturelle Diskriminierung gibt, die sich auch in der Sprache niederschlägt.

ZEIT: Frau Kämpfe, wenn Sie, wie eben, von den »Bürger_innen« sprechen, dann fällt phonetisch die männliche Pluralform weg, »den Bürgern«. Die Formulierung wird also Ihrem eigenen Anspruch an geschlechterumfassende Ansprache nicht gerecht. Ist der Genderstern wirklich die Lösung für Geschlechtergerechtigkeit?

Kämpfe: Ich würde nie behaupten, dass wir damit die erlegende Wollmilchsaue erfunden haben. Wer weiß, was da noch Besseres kommt. Wir haben uns für den Genderstar entschieden, andere Städte haben andere Modelle gewählt. Es gibt diverse Überlegungen von Linguist_innen, wie Sprache noch gerechter werden kann.

Mertens: Wieso Gerechtigkeit? Man beschreibt beim Sprechen zum Beispiel eine Beobachtung. Markierungen, wie die Gendersprache sie vornimmt, spielen dabei zunächst gar keine Rolle.

ZEIT: In Sachsen wurde kürzlich beschlossen, in neuen Gesetzestexten immer die weibliche und die männliche Form zu nutzen. Sollten perspektivisch sämtliche Gesetzestexte geändert werden, Frau Kämpfe?

Kämpfe: Ich finde, schon. Es ist oft genug so, dass die Belange von Frauen in der Gesetzgebung und im politischen Handeln nicht berücksichtigt werden. Wenn es eine sprachliche Änderung in Gesetzen braucht, um das zu ändern, dann ja.

ZEIT: Mit Genderstern?

Kämpfe: Wenn, dann richtig. Warum wurde sonst die dritte Option für den Geschlechtseintrag im Personalausweis eingeführt? Wenn man das konsequent zu Ende denkt, müssen wir auch die Sprache anpassen.

Mertens: Ich hoffe wirklich, dass es nicht so weit kommt. **ZEIT:** Zum Schluss ein Versöhnungsversuch: Wie wäre es mit einer ganz anderen Lösung, einem Plural-s? Die Beamten, die Piloten? Die Angelsachsen kommen damit klar – wobei sie auch nicht das Urproblem verschiedener Genera haben.

Kämpfe: Also wenn, dann Beamts und Pilots! (*lacht*) Vermutlich erst, wenn ich in Rente gehe.

Mertens: Eine grauenhafte Vorstellung. Bitte nicht noch mehr Sprachverhöhnung. Ich wünsche mir, dass Hebammen bei der Geburt weiterhin ausrufen: »Es ist ein Mädchen!« oder »Es ist ein Junge!«. Es wäre doch seltsam, wenn sie tiefen: »Es ist ein Mensch!«

Moderation: Jochen Bittner und Carolin Rückl

»Blödsinn ist eigentlich noch viel zu milde gesagt« sprechen »Ich möchte diskriminierungsfrei sprechen«

Friederike Kämpfe (rechts) setzt sich als Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Hannover für inklusive Anreden ein

aller Geschlechter halten. Stellen Sie durch die Nutzung des Gendersterns Leute, die ihn ablehnen, nicht als rückständig, als nicht progressiv genug hin?

Kämpfe: Nein. In der Gesellschaft wie in unserer Stadtverwaltung nutzen manche den Genderstern, andere nicht. Ich finde es nur bedauerlich, wie viele Anfeindungen wir erleben, wenn wir geschlechtergerechte Sprache nutzen. Zum Beispiel wenn Sie, Frau Mertens, das als Blödsinn bezeichnen. Das braucht es nicht.

Mertens: Blödsinn ist eigentlich noch viel zu milde gesagt. Diese permanenten Markierungen verwischen klares Denken.

Kämpfe: Nein, diese Markierungen machen das Denken viel präziser. Wenn wir an die protestierenden Bürger denken, was sagt denn »die Bürger« darüber aus, wer das ist? Eine Demonstration zum Weltfrauentag? Eine Parade am Christopher Street Day? Sind es sogenannte alte weiße Männer?

Mertens: Bürger ist doch der allgemeine, offenste Begriff. Und alte weiße Männer, das ist eine Verurteilung! Diese Herabwürdigung von Menschen im Zuge des feministischen Feldzuges regt mich wirklich auf. Natürlich regen